

über das Pressewesen im 19. und frühen 20. Jahrhundert, sowie zum Standort der evangelischen Presse im Mediensystem der DDR (13–36) bringt B. detailreich die Gründung der Zeitschrift 1947 und die Erfahrungen der ersten Jahre (bis 1950; S. 37–99), dann die Phase bis zur Einschränkung der evangelischen Pressearbeit 1953 (100–145) und den Weg der Zeitschrift „als Spiegel der Verlags- und Kirchenpolitik“ während der weiteren 50er Jahre (146–234) zur Sprache. Für die deutlich veränderte Situation der 1960er Jahre thematisiert Verf. vor allem die staatliche Einflussnahme und Zensurpolitik und daraus erwachsende Konflikte in der Redaktion (235–315); ein weiteres Kapitel gilt der gesamten verbleibenden Zeit der 70er und 80er Jahre (316–402). Eine Zusammenfassung (403–416) rekapituliert die wichtigsten Ergebnisse der Arbeit. Die Untersuchung stützt sich auf staatliche und kirchliche, partei- (SED, CDU), verlags- und personenbezogene Quellen; allein das Personenregister mit biographischen Hinweisen umfasst 50 Seiten (447–496).

Die Arbeit widmet sich dem Alltag evangelischer Pressearbeit in der DDR mit den hier ständig zu bewältigenden Problemen. Sie verweist auf die von vornherein, als Lizenzbedingung, gegebene Verantwortung der Kirchenleitungen und die Betreuung durch die 1946 gegründete Evangelische Verlagsanstalt. Auch andere Periodika, kirchliche Wochenzeitungen, Fachzeitschriften („Theologische Literaturzeitung“ und „Die Christenlehre“) und kirchliche Amtsblätter, rücken ins Blickfeld. Wiederholte Versuche, das auf den sowjetischen Lizenzen der ersten Nachkriegsjahre beruhende Spektrum evangelischer Zeitschriften zu erweitern, scheiterten an der rigiden Politik des Presseamtes der DDR – mit einer Ausnahme: Mangels eines kooperationswilligen westdeutschen Partnerverlages kam eine 1954 schon genehmigte gesamtdeutsche Zeitschrift für kirchliche Kunst nicht zustande. Auch die Versuche der SED und Ost-CDU in den 50er Jahren, neben der kirchlichen Publizistik betont regimetreue, akklamatorische Zeitschriften zu etablieren, die aber in den 80er Jahren wegen ihrer schwachen Resonanz wieder aufgegeben wurden, werden geschildert.

B. beschreibt u. a. ausführlich das Wirken der Chefredakteure der „Zeichen der Zeit“: Gerhard Brennecke (1947–1969) und Heinz Blauert (1970–1989) bürgten als Leiter der Berliner Missionsgesellschaft auch für den publizistischen Schwerpunkt Ökumene. Im Sinne von Karl Barth's „Christengemeinde und Bürgergemeinde“ wollte Brennecke mit den „Zeichen der Zeit“ die Gemeinde für das Gespräch mit der Welt stärken. Doch von

lutherischer Seite wurde die theologische Orientierung beklagt, so auch bei der Vergabe der praktisch besonders bedeutsamen Predigtmeditationen. Dass es nicht zu einer Vielfalt von Autoren und Themen kam, schreibt B. einem „ungeschickte[n] und teilweise ängstliche[n] Taktieren“ schon in den frühen 50er Jahren zu (145). Durch massive Intervention suchte 1969/70 das DDR-Presseamt Gerhard Bassarak, führendes Mitglied der östlich orientierten CFK und Stasi-IM, als neuen Chefredakteur durchsetzen. Hier bewirkte der entschiedene Widerstand der Evangelischen Verlagsanstalt bis zur Bereitschaft, die „Zeichen der Zeit“ aufzugeben, schließlich ein Einlenken.

Zur bedrückenden Erfahrung wurde die staatliche Zensur samt vorsorglicher interner Selbstzensur: Von Monat zu Monat arbeitete man unter der Drohung, ein fertig gesetztes und ausgedrucktes Heft wegen einer missliebigen Passage nicht ausliefern zu dürfen, bei Verlust auch des knapp zugemessenen Papiers. Doch kam es, verglichen mit dem Agieren gegenüber manchen Kirchenzeitungen, bei den „Zeichen der Zeit“ nur selten zu Zensureingriffen. Die 1963 von den ostdeutschen Kirchenleitungen beschlossenen „Zehn Artikel über Freiheit und Dienst der Kirche“ abzu drucken, erwies sich als „ganz ausgeschlossen“ (Brennecke; 290).

Der Verf. bleibt aufgrund seiner detaillierten Vergegenwärtigung von Vorgängen und Situationen im abschließenden Urteil zurückhaltend: Die kirchliche Pressearbeit in der DDR war „mit vielen Gefährdungen verbunden, denen auszuweichen war, Gefahren, denen widerstanden werden musste, aber auch mit Anpassungsverhalten, das nicht vermieden werden konnte“ (416).

Berlin

Rudolf Mau

Boetzing, Vera: „Den Chinesen ein Chinese werden“. Die deutsche protestantische Frauenmission in China 1842–1952. Wiesbaden 2004. Franz Steiner Verlag, Band 11 der Reihe Missionsgeschichtliches Archiv. Studien der Berliner Gesellschaft für Missionsgeschichte. 305 S. ISBN: 3-515-8611-0.

Die Arbeit wurde im Jahr 2003 als Dissertation im Fachbereich Evangelische Theologie an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg eingereicht. Motiv für Vera Boetzingers Untersuchung war der Umstand, „daß gerade das Leben von ledigen Missionarinnen vielen, selbst an der Mission Interessierten, fast gänzlich unbekannt ist.“ Mit dieser Feststellung hat sie zweifellos Recht. Zwar existieren zu diesem Themenbereich inzwischen einige Arbeiten, so

von Mirjam Freytag und Doris Kaufmann. Vera Boetzinger hat sich jedoch als Untersuchungszeitraum ein ganzes Jahrhundert vorgenommen und begrenzt sich in ihrer Analyse nicht auf Materialien einer Missionsgesellschaft. Dadurch gelingt es ihr tatsächlich, Neuland zu betreten und Lücken zu schließen.

Die Autorin hat für ihr Werk u. a. Archivmaterial verschiedener Missionsgesellschaften ausgewertet – allerdings in sehr unterschiedlichem Ausmaß, so dass die Arbeit in diesem Bereich nicht sehr ausgewogen erscheint. Beispielsweise geht Boetzinger auf existierendes Archivmaterial der Breklumer Mission nur am Rande ein, dafür auf Material der Berliner Mission umso ausführlicher. Ihre Recherchen hat die Autorin durch neun Interviews mit noch lebenden Missionarinnen aus jener Zeit ergänzt – ein Umstand, der dem Werk starke Authentizität verleiht.

Ein Teil der Arbeit geht auf Grundlagen der chinesischen Gesellschaftsordnung und chinesische Religionen ein. Hier erscheint es als Defizit, dass Boetzinger keine sinologischen Standardwerke zitiert und sich dadurch teilweise mit typisch westlichen Konzepten dem chinesischen Kulturkreis annähert. Den Konfuzianismus charakterisiert sie z. B. mit Begriffen wie „Ratio“ und „Sünde“ – letzterer aber ist im chinesischen Kulturkontext bis heute ein eher fremder Begriff.

Als Modelle zur Beschreibung interkulturellen Verstehens greift Boetzinger auf das Konzept der „Konvivenz“ von Theo Sundermeier und – interessanterweise – auf ein „Third Place Modell“ aus dem Bereich der Fremdsprachendidaktik zurück. Dies nimmt Personen in den Blick, die in ein fremdes Land ausreisen, und geht davon aus, dass die einzige Möglichkeit, eine vollständigere Auffassung von der eigenen Kultur und der Zielkultur zu erhalten, darin liegt, eine so genannte „dritte Perspektive“ zu entwickeln. Die „dritte Perspektive“ ermögliche es, sowohl einen Insider- als auch einen Outsiderblick für beide Kulturen, die Ursprungs- wie die Zielkultur, zu erhalten. Mit dieser Kombination von Modellen hat die Autorin einen kreativen und interdisziplinären Ansatz gewählt.

Im Folgenden bezieht sich die Untersuchung zeitlich auf zwei Abschnitte. Ein Kapitel widmet Boetzinger der deutschen protestantischen Frauenmission in den Jahren 1842–1931, ein weiteres den Jahren 1931–1945. Es zeigt sich, dass diese Unterscheidung sinnvoll ist, weil sich die Situation nach der Besetzung der Mandschurei im Jahr 1931 deutlich veränderte. Anders als Freytag und Kaufmann, aus deren Sicht die Missionarinnen mit ihren Berichten die Lage überzeichneten oder Mitleid bei den Unterstützern in der Heimat

hervorrufen wollten, liest Boetzinger aus den meisten von ihr untersuchten Missionsberichten Empathie heraus: „Die Missionarinnen hatten ein genuines Interesse an chinesischen Frauen, mit denen sie in ihrer Arbeit zusammentrafen.“ Dennoch überwiegt aus Boetzingers Sicht im Zeitraum 1842–1931 bei den Missionarinnen eine distanzierte Sicht gegenüber chinesischen Anschauungen, auf die sie treffen. Es findet sich wenig Interesse an chinesischen Religionen.

Die Erwartungshaltung in jener Zeit sei gewesen, dass „sich die bekehrten Chinesen und Chinesinnen an die Werte und Traditionen der Mission anpassen.“ Den oft gehörten Vorwurf von Eurozentrismus entkräftet Vera Boetzinger allerdings durch den Hinweis darauf, dass viele Missionarinnen sich für Belange einsetzten, für die zu jener Zeit auch chinesische Frauen und Männer kämpften, wie etwa die Möglichkeit von Bildung und Berufstätigkeit für Frauen und die Aufhebung der Praxis des Fußbindens.

Für die Zeit von 1931–1945 stellt die Autorin fest, dass sich Hierarchien zwischen Europäerinnen und Chinesinnen allmählich abbauten, beispielsweise dadurch, dass Missionarinnen von den 1930er Jahren an meist nicht mehr in Tragstühlen reisten, sondern zu Fuß in die Dörfer kamen. Auch die zunehmende Selbständigkeit chinesischer Frauen in jenen Jahren fand ihre Parallele in der wachsenden Selbständigkeit von Bibelfrauen. Ein gewisses hierarchisches Verhältnis zwischen Missionarin und Bibelfrau blieb weiterhin bestehen, aber die Autorin konstatiert „eine Art von Solidarisierung“, wenn beispielsweise Missionarin und Bibelfrau bei Gemeindebesuchen in chinesischen Häusern übernachteten und sich dabei einen Raum teilten.

Fast ausnahmslos entschieden sich die deutschen Missionarinnen während des chinesisch-japanischen Krieges dafür, in China zu bleiben und die Notzeit zusammen mit der chinesischen Bevölkerung durchzustehen. In der Zeit von 1931–1945 erkennt die Autorin – anders als in den Jahrzehnten zuvor – ein verändertes Kulturverstehen: ein „Einlassen auf die chinesische Kultur“ im Sinne des „Third Place Modells“. Chinesische Gewohnheiten wurden in diesem Zeitraum von den Missionarinnen immer stärker akzeptiert, so Boetzinger.

Die Autorin geht auch auf die veränderte Situation nach 1949 ein, in der die Anwesenheit von ausländischen Missionarinnen und Missionaren von der kommunistischen Regierung Chinas nicht mehr erwünscht war. Bis 1952 hatten alle ausländischen Missionsvertreter China verlassen, und die chinesische Kirche etablierte sich neu. Offen bleibt für Vera

Boetzinger die Frage, inwieweit die Erfahrungen deutscher Missionsgesellschaften in China deren Veränderung „von einer kolonialen hin zu einer partnerschaftlichen, ökumenischen Struktur“ beeinflusst haben. Als Desiderat der Zukunft sieht sie eine Aufarbeitung der europäischen Missionsgeschichte in China von chinesischer Seite her. Begonnen wurde eine solche Auseinandersetzung bereits von WissenschaftlerInnen wie der Hongkonger Theologin Kwok Pui-lan.

Vera Boetzinger legt hier eine sorgfältig recherchierte und fundierte Untersuchung vor, die dem interkulturellen Geschehen in der Missionsarbeit gerecht werden möchte. Es gelingt ihr dabei auch, dieses Geschehen positiv zu würdigen – ein im Wissenschaftsbereich heute seltener und bemerkenswerter Vorgang.

Hamburg

Monika Gänßbauer

Deeters, Hermann: *Widersprechen und Widerstehen*. Johannes Graeber, Wolfgang Knuth und die evangelischen Gemeinden im Kirchenkreis Wied von 1933 bis 1945 (Schriftenreihe des Vereins für Rheinische Kirchengeschichte, Bd. 168), Bonn 2005, 303 S.

Der aus zwei separaten Teilen bestehende Band vereinigt Studien des im rheinischen Kirchenkreis Wied in der Nachkriegszeit tätig gewesenem ehemaligen Pfarrers Hermann Deeters. Der erste Teil befasst sich mit Johannes Graeber (1887–1959), seit 1922 Gemeindepfarrer in Anhausen und führender Bekenntnispfarrer im Kirchenkreis Wied. Seine biographischen Konturen bleiben allerdings schwach. Es folgen Darstellungen zum Verlauf des Kirchenkampfes in einzelnen Gemeinden dieses Kirchenkreises. Von besonderem Interesse sind hier die längeren Ausführungen über die zwischen Deutschen Christen (DC) und Bekennender Kirche (BK) hart umkämpfte, gespaltene Kirchengemeinde der rheinischen Kleinstadt Neuwied (S. 99–131). Skizzen zur Kirchenkreisleitung Wied und zu den Tagungen der Bekenntnissynode des Kirchenkreises schließen sich an.

Der zweite Teil besteht aus einer umfangreichen biographischen Studie (S. 177–280) über den ursprünglich aus Köln stammenden, mit dem Kirchenkampf im Kirchenkreis Wied eng verbundenen Pfarrer Wolfgang Knuth (1902–1945), der seit 1934 in Dierdorf (Kirchenkreis Wied) wirkte und sich nach anfänglichen Sympathien für den Nationalsozialismus und die Deutschen Christen seit 1933/34

zu einem entschiedenen Bekenntnispfarrer entwickelte. Hervorhebenswert ist die durch ihn überlieferte ausführliche Dokumentation des „Falles Grün“, einer harten Machtprobe zwischen seiner Kirchengemeinde und den örtlichen Staatsorganen: nach standhafter Verweigerung des BK-Presbyteriums, der Trauung der Tochter des NS-Bürgermeisters in der Kirche durch einen auswärtigen DC-Pfarrer die Genehmigung zu erteilen, ließ die Staatsmacht die verschlossene Kirchentür durch Polizei aufbrechen. Die Trauung fand statt.

Von einer systematischen Regionalstudie, die diese Publikation mit neueren Untersuchungen über andere Regionen vergleichbar machte, lässt sich nicht sprechen, eher von engagierter kirchlicher Heimatgeschichte. Auch fehlt eine resümierende Einordnung der örtlichen Vorgänge in den Gesamtzusammenhang des Kirchenkampfes der Rheinprovinz. Einige interessante Quellenstücke wecken zweifellos Neugier und verlangten nach eingehenderer Analyse, so beispielsweise die offenbar hoch spannende interne Debatte des BK-Pfarrerkonvents am 12. Dezember 1938 über die „Judenfrage“, gewissermaßen im Schatten der noch brennenden Synagogen (S. 167f.) geführt, oder die Notizen Pfarrer Knuths über die antijüdischen Gewaltereignisse des 9. November in der eigenen Gemeinde Dierdorf (S. 231f.). Die acht Synagogen des Kirchenkreises, so erfahren wir, seien 1938 sämtlich in Brand gesteckt oder demoliert worden (S. 168). Im knapp protokollierten Bericht des Pfarrerkonvents vom 12. Dezember ist zu lesen: „Pfarrer Krüsmann verliest das Gutachten über das jüdische Volk von [Wilhelm] Vischer, geschrieben im Oktober 1938. Pfr. Meyer verliest darauf die Ausführungen von Karl Barth über das Volk Israel in Dogmatik I, 2. – Besprechung: Luther hat in seiner Schrift gesagt, man solle die Synagogen verbrennen! Wie stellen wir uns dazu? [Pfr.] Reichel meint, Luther hat hier geirrt. [Pfr.] Mörchen: Wie will [Pfr.] Bäcker mit Berufung auf Luther den 10.11.38 rechtfertigen? [Pfr.] Bäcker: Wir sind aus dem Toleranzgedanken heraus! Ein Krieg im deutschen Volk gegen das jüdische Volk. [Pfr.] Meyer: Der 10.11.38 ist nicht vom Volk gemacht.“ (S. 167) Die leider sehr knapp gehaltenen Protokollnotizen lassen ahnen, dass hier BK-Pfarrer (Pfr. Bäcker galt als „neutral“) kontrovers darüber debattierten, ob denn die einen Monat zurück liegenden Synagogenzerstörungen aus theologischer Sicht gerechtfertigt werden können oder zu verurteilen seien. Man war sich nicht einig.

Berlin

Manfred Gailus